

US-amerikanischen Biologen Edward Wilson ein „biophiles“ Wesen entwickelt haben, was bedeutet, dass wir nahezu instinktiv an Tieren und Natur interessiert sind.

In Kapitel 5 begeben sich mich auf die lange gemeinsame Reise von Menschen und Wölfen bzw. Hunden durch die Zeit. Hunde sind die längstgedienten Tiergefährten des Menschen. Genetische Ergebnisse legen nahe, dass die große Ausbreitungswelle des *Homo sapiens* aus Afrika über die Erde, die vor etwa 60 000 Jahren begann, unsere Vorfahren bereits vor etwa 40 000 Jahren in Kontakt mit Wölfen brachte.

In Eurasien trennten sich vor etwa 35 000 Jahren erstmals die Genome von Wölfen und Hunden. Die ersten Mammutjägercamps tauchten auf, und ungefähr 15 000 Jahre später verschwand der Neandertaler – wozu das Bündnis unserer Vorfahren mit Wolf und Hund möglicherweise beigetragen hat. Die meisten Gene unserer Hunde entstanden allerdings viel später: vor etwa 17 000 Jahren in Südostasien. Noch nicht allzu lange wissen wir einigermaßen gesichert, was zwischen Mensch und Wolf bzw. Hund in den letzten 35 000 Jahren geschehen ist. Vor wenigen Jahren hätte dieses Kapitel noch viel mehr Fragezeichen enthalten – der Erkenntnisgewinn durch neueste genetische Ergebnisse ist hier tatsächlich enorm.

Mit dem Sesshaftwerden der Menschen und einer zunehmenden Auslese auf Zähmheit entwickelten sich auch immer mehr Aufgabenfelder für Hunde. Aus den altsteinzeitlichen Jagdgefährten wurden geschätzte Partner im Krieg und beim Hüten und Verteidigen von Herden. Dienstefrige Hunde heute schützen, retten, sind unentbehrliche psychische und physische Assistenten von Menschen mit Behinderung, erschnüffeln Sprengstoff, sind wertvolle

Ko-Therapeuten und vieles mehr. Die über Jahrtausende entwickelte Symbiose zwischen der menschlichen Übersicht und dem Sinneswunder Hund erbringt erstaunliche Spitzenleistungen in einer schier unglaublichen Fülle von Bereichen.

Von Anfang an waren Hunde respektierte, gelegentlich missbrauchte Sozialgefährten der Menschen. Sie sind eine Art verlängertes Ego, werden geachtet und verachtet, geliebt und gehasst, wie wir sonst nur Menschen lieben oder hassen können. Vielleicht fällt es Menschen sogar leichter, Hunde bedingungslos zu lieben als andere Menschen? Umgekehrt scheint es jedenfalls so zu sein: Menschen sind für Hunde offensichtlich wichtiger geworden als die eigenen Artgenossen.

Hunde sind zwar offensichtlich keine Wölfe mehr. Dennoch werden sie und die Beziehungskiste mit ihren Menschen nur verständlich, wenn man sie mit Wölfen vergleicht. Ein solcher Vergleich zeigt, worin die Anpassungen der Hunde an das Zusammenleben mit Menschen bestehen. Im Licht der heutigen Forschung müssen wir die süßlichen, von Vorurteilen geprägten Szenarien der Erstbegegnungen genauso überdenken wie die gängigen Ideen, was im Verlauf von 35 000 Jahren Domestikation, also dem Prozess der Hundwerdung, wirklich geschah.

Viele nehmen an, dass aus den wilden und aggressiven Wölfen schrittweise die sanften, uns zugewandten und kooperationsbereiten Hunde wurden. Aber Hunde wurden nicht einfach nur netter. Ihre Anpassungen an alle Arten von Menschen und Lebensumständen erzeugten ein komplexes Mosaik von Eigenschaften, aus dem die ganze Vielfalt der heute lebenden Hunde mit ihren auch genetisch nachweisbaren Unterschieden wurde. So ist es kein Widerspruch, dass



das Prinzip der Selektion auf Zähmheit zwar als wichtigster Mechanismus der Domestikation gelten kann, dass Hunde aber dennoch in vielen Situationen aggressiver reagieren als Wölfe. Der Schlüssel zum Verständnis dieses scheinbaren Paradoxons liegt in der Gruppenbezogenheit von Menschen, Wölfen und Hunden, wie in Kapitel 6 nachzulesen sein wird. Dies wurde von den bisherigen, relativ schlichten wissenschaftlichen Hypothesen zur Domestikation des Wolfs noch zu wenig bedacht.

Spannende neue Ergebnisse belegen beileibe nicht nur, was Menschen, die mit Hunden leben, „schon immer“ wussten. Wir können heute immer besser beurteilen, wie stark Hunde in ihrer Denk- und Beziehungsfähigkeit unterschätzt – oder auch überschätzt – werden. Ich hoffe, mit diesem Buch einen Beitrag leisten zu können, viele Vorurteile und schiefe Bilder zu korrigieren.

Im Spiegel der Hunde sehen wir heute aber auch Menschen als soziale und kooperative Wesen in einem neuen Licht. Das hat zu einem Gesinnungswandel im Umgang mit Hunden geführt: vom „Dominieren“ hin zur partnerschaftlichen Beziehung, allerdings mit „Leadership“ durch den Menschen. Das ist kein alter Wein in neuen Schläuchen, sondern ein modernes Konzept, wie ich in Kapitel 7 ausführen werde. Ein respektvoller und motivierender Umgang und sozial kompetentes Führen sorgen für gute und verlässliche Beziehungen nicht nur mit unseren Mitmenschen, sondern auch mit Hunden. Dies steht durchaus im Einklang mit dem sich immer stärker durchsetzenden Bewusstsein, dass wir Menschen genauso Gast auf dieser Erde sind wie alle anderen Spezies, nicht aber die Herren der Welt – und wenn wir klug sind, auch nicht die Herren der Hunde.

Wir forschen am Hund und finden die Natur des Menschen. Dabei vermenschlichen wir die Hunde. Doch das ist nichts Besonderes. Menschen kommen mit ihrer Welt genau deshalb zurecht, weil sie alles „vermenschlichen“, was für sie von Belang ist. Mit unseren Menschenhirnen und Menschenerfahrungen können wir gar nicht anders. Meist halten wir das für etwas Schlechtes – spätestens seit sich der Mensch im Verlauf der abendländischen Religions- und Geistesgeschichte zur „Krone der Schöpfung“ erhoben und sogar zu der ungeheuerlichen Annahme verstiegen hat, der Geist hätte mit dem Körper nichts zu tun. „Geist“ käme in dieser Vorstellung natürlich nur Menschen zu. Erstaunlicherweise glauben das manche bis heute. Dies führte auch zu der eigentlich nicht sehr intelligenten Frage, wodurch sich „der Mensch“ vom „Tier“ unterscheide. Nach 200 Jahren biologischer und 20 Jahren kognitionsbiologischer Forschung wissen wir inzwischen: durch nicht allzu viel.

Erstaunlicherweise kann man Leute immer noch verstoren, wenn man von „Menschen und *anderen* Tieren“ spricht, wie es unter Biologinnen und Biologen mittlerweile üblich geworden ist, in Anerkennung der Darwin'schen Erkenntnis, dass buchstäblich alle Unterschiede zwischen Menschen und (eben anderen) Tieren gradueller und nicht prinzipieller Natur sind. Für Hunde mag das noch durchgehen, denn sie werden in einem erstaunlichen Ausmaß als Teil der eigenen Person gesehen, als Partner auf Augenhöhe.

Aber natürlich sind Hunde keine Menschen. Zumindest sehen sie doch etwas anders aus (wobei ich mir da nicht einmal immer sicher bin angesichts der oft frappierenden physiognomischen Ähnlichkeiten zwischen Hunden und „ihren“ Menschen). Ich werde in Interviews oder von



sendungsbewussten Menschen recht häufig gefragt, ob die Vermenschlichung der Hunde – gemeint sind hier jene, die am Tisch mitessen und rosa Rüschenmäntelchen tragen – nicht schrecklich sei. Hintergrund für diese moralisierende Steilvorlage ist wohl der beunruhigende Eindruck, dass viele Leute ihre Hunde mehr lieben als zum Beispiel bedürftige Kinder. Das wäre aber ein unzulässiger Vergleich zwischen moralischen Äpfeln und Birnen. Ich jedenfalls erkläre meinem meist überraschten Gegenüber gewöhnlich, man könne Hunde eigentlich gar nicht vermenschlichen. Denn die hätten das in ihrer lange dauernden evolutionären Anpassung an uns bereits selbst besorgt.

Mehr zu Gegenwart und Zukunft der gesellschaftlichen und individuellen Beziehung zum Hund wird in Kapitel 8 zu lesen sein. Dort wird es unter anderem um hundespezifische Bedürfnisse gehen: Neben gesunder Ernährung und Bewegung, neben gemeinsamer Arbeit, Spiel und Spaß an der frischen Luft ist das vor allem die soziale Nähe und gute Beziehung zu ihren Menschenpartnern, fallweise zu anderen Hunden. Aber sind das wirklich nur hundespezifische Bedürfnisse? Oder doch ziemlich genau jene Faktoren, die wir Menschen für ein gutes, glückliches Leben benötigen? Tatsächlich verschwimmen hier die Artgrenzen zwischen Hund und Mensch. Eine hundegerechte Stadt und hundefreundliche Gesellschaft sind fast automatisch auch menschen- oder kindergerecht und kinderfreundlich.

Warum erleben wir gerade mit der Verstädterung einen nahezu weltweiten Boom der Beziehung zu Hunden?

Hunde stellen inzwischen einen bedeutenden ökonomischen Faktor dar: Mehr als eine Million Menschen in Österreich leben mit 700 000 Hunden, für Deutschland sind